

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 45.

Dienstag, 23. Februar.

1915.

(2. Fortsetzung.)

Dore.

Roman von E. Kriegerberg.

Nachdruck verboten.

Biddy war seine Cousine; als Kind war sie einmal auf Auisenwerder zum Besuch gewesen, daher kannte Dore sie, aber sie wußte nicht, daß Heinz in letzter Zeit öfters mit ihr zusammengetroffen war. Die beiden Familien Gering waren lange entzweit gewesen, und erst der Eintritt des Neffen in ein Reiterregiment der Residenz, wo auch der Onkel als Oberst eines Infanterieregiments stand, hatte die beiden Herren einander wieder näher gebracht. Heinz war gezwungen gewesen, bei den Verwandten Besuch zu machen, und Biddy und ihre Mutter hatten das Anknüpfen der alten Beziehungen mit Enthusiasmus begrüßt, während sich Heinz' Eltern bis jetzt noch immer durchaus fern hielten.

„Biddy von Gering?“ fragte Dore, um etwas zu sagen.

„Ja, von den Birkenhainer Gering's; sie wohnen jetzt ganz in Berlin, seitdem der älteste Sohn das Gut übernommen hat, und ich verkehre dann und wann bei ihnen.“

„Davon hast du mir nie etwas geschrieben.“

„Ach, du weißt ja, die Eltern sind noch immer erzürnt auf sie, — Erbschaftsgeschichten — im Grunde nichtige Streitigkeiten, Prinzipienfragen, — wie das oft so ist, jeder steift sich auf seine Meinung.“

Er hatte es rasch und mit forciertem Gleichmut hingeworfen, dann fuhr er eigentümlich gepreßt fort:

„Weißt du, Dore, du könntest für Biddy ein gutes Wort bei Mama einlegen, du giltst so viel bei ihr, und sie schlägt dir so leicht nichts ab. Die Birkenhainer leben nicht in besonders guten Verhältnissen, und außerdem ist die Familie ewig uneins. Es wäre für Biddy wirklich ein Glück, wenn Mama sie einmal für eine Zeitlang bei sich aufnehmen. Und wenn erst Mama zur Versöhnung geneigt ist, bringt sie auch Papa herum. Man kann doch solch wichtigen Zwist nicht bis in alle Ewigkeit fortsetzen. Willst du, Dore?“

„Wenn du es wünschst, natürlich“, sagte sie, kaum die Lippen öffnend. Sie nahm Messer und Gabel auf. „Wir wollen jetzt zu Tante Niekchen gehen, sie wird schon nach uns ausspähen.“

„Biddy muß sehr hübsch geworden sein“, sagte sie im Gehen plötzlich, „sie war schon als Kind ausnehmend schön.“

„Ja, sie ist recht hübsch.“

„Und sie war als Kind auch schon recht kokett.“ Dore sah ihm mit einem forschenden Blick ins Gesicht, seine Mundwinkel zuckten nervös, und eine Falte lag zwischen seinen Brauen.

„Du meinst, ob sie das jetzt noch ist?“ sagte er mit leiser Ungeduld. „Vielleicht, aber solch schönes Geschöpf wird auch gar zu sehr verwöhnt. Jedenfalls steht es ihr vorzüglich, sie ist ganz grande dame. Nun, du wirst sie ja sehen.“

„Du hast doch gewiß ein Bild von ihr?“ Dore war sehr blaß, und ihr Auge sah an ihm vorüber.

„Ja, ich habe ein Bild, — soll ich's dir zeigen?“ Er zog sein Taschenbuch hervor, entnahm ihm eine Photo-

graphie und reichte sie Dore. Sie warf nur einen kurzen, hastigen Blick darauf, dann schoß ihr das Blut siedendheiß in die Wangen.

„Sie ist berückend“, murmelte sie, „übrigens sieht sie dir ähnlich, — sie muß vorzüglich zu dir passen.“

Er sah sie betroffen an. „Wie kommst du darauf? Nun freilich, Familienähnlichkeit, — ich bin nicht gerade eine Vogelscheuche neben ihr, das ist alles. Ich denke und hoffe, sie wird deine Freundin werden, Dore“, fügte er warm hinzu.

„Das glaube ich kaum! Sie gehört einer ganz anderen Sphäre an. „Mein Anblick ist nichts für eine „grande dame.““

Er hatte sie nie so bitter sprechen hören und beugte sich erschrocken zu ihr hinab. „Wie kommst du so etwas sagen, Dore, empfindest du nicht, daß du mir damit wehe tust?“ Er faßte nach ihrer Hand und zog sie durch seinen Arm. „Wenn Biddy dich nicht schätzte, wie du es verdienst, würde sie nicht mehr für mich existieren. Du stehst mir doch viel näher als meine Cousine. Auf dich wird es ankommen, ob sie in unserem Hause willkommen sein soll.“

Sie ging still neben ihm her, ohne ein Wort zu erwidern.

„Du bist ja so blaß, Dore. Ich glaube, du überarbeitest dich, weil du keinen strengen Aufpasser mehr hast.“

„Du siehst Gespenster, Heinz“, suchte sie abzulenken, „ich fühle mich wohler denn je. . . . Sieh, da kommt schon Tante, um uns zu holen, wahrscheinlich droht der Kaffee kalt zu werden.“

„Hast du immer noch nicht den Abscheu vor dem Photographiertwerden überwunden?“ fragte er im Laufe des Nachmittags. „Willst du mir nicht auch ein Bild von dir mitgeben?“

„Ich werde mich niemals photographieren lassen“, sagte sie bestimmt. „Das wäre ja eine unverzeihliche Geschmacklosigkeit von mir. Soll der Photograph lügen, oder könntest du ein naturgetreues Bild von mir wünschen?“

„Ich will dich besitzen, wie du da bist, Dore, — ich will dich jederzeit vor mir haben können.“

„Fürchtest du, daß du mich sonst eines Tages vergessen könntest?“

„Dore! Habe ich das verdient? Wie sonderbar du heute bist! Vermagst du wirklich zu glauben, daß ich dich je auch nur für einen Augenblick vergessen könnte?“

„Nein, dazu bist du viel zu — gewissenhaft! Das ist's ja eben.“

„Wie meinst du das?“

„Ach, verderben wir uns den schönen Nachmittag doch nicht mit Wortklaubereien! Ich denke, es ist Zeit, daß wir zu deiner Mutter gehen.“

„Du wirst dich also für Biddy verwenden?“

Ein schwerer Atemzug — ein kurzes Zögern. „Wenn ich nur vorher wissen könnte, ob es gut ausfällt! Aber gleichviel, ich werde tun, was du verlangst.“

„Und dem Was bekomme ich auch?“

„Nein!“

Am anderen Tag trat er unverhofft zu ihr in den Garten. Sie war gerade dabei, die letzten Rosen von einem hohen Malmaisonstamm abzuschneiden, und in der Stellung, die sie dabei einnahm, mit den nach den Zweigen erhobenen Armen und dem über die Schulter sich Heinz zuneigenden Köpfchen bot sie ein Bild voll Grazie und Anmut. Ihre Wangen hatte die frohe Überraschung gerötet, und das gesunde, Heinz zugekehrte Auge strahlte in erhöhtem Glanz. Von der schwarzen Binde sah man nur einen schmalen Streifen, der sich obenein unter dem dunklen Haar verlor.

„Sieh diesen Schmetterling dort!“ Er wies auf einen weißen Falter in einiger Entfernung. „Kennst du diese seltene Art! Treibst du nicht auch Schmetterlingskunde?“

Ohne ihre Stellung zu ändern, blickte sie in der vorgeschriebenen Richtung. „Das ist ja ein ganz gewöhnlicher Kohlweißling!“ spottete sie, „die kannst du zu Hunderten sehen. Hast du schon alles vergessen, was du in der Schule gelernt hast?“

„Beinahe . . . aber fertig! Danke ergebenst . . . ich hoffe, das wird sehr schön werden!“ Und vergnügt steckte er seinen Momentapparat in die Tasche.

„Was bedeutet das, Heinz?“

„O, nur ein Bild! Ich hatte mir nur einmal in den Kopf gesetzt, dich immer um mich zu haben, als so eine Art Schutzgeist, — ich bin ein bißchen abergläubisch, Dore!“

„Pui, das ist heimtückisch! Ich erlaube nicht, daß du das Bild mitnimmst!“

„Du sollst es vorher sehen, Dore, und dann entscheiden! Gefällt es dir nicht, so lasse ich es hier. Es ist doch am Ende kein unbilliges Verlangen, wenn ich das Konterfei meiner zukünftigen Frau besitzen will.“

Alle Farbe wich aus ihrem Gesicht, ihr Auge senkte sich. „Heinz“, begann sie langsam, tonlos, „es ist besser, du hörst mit diesem Scherz auf. Solange wir Kinder waren . . .“

„Das ist mir niemals ein Scherz gewesen, sondern heiliger Ernst“, unterbrach er sie heftig, „und ich hoffe, daß du es ebenso aufgefaßt hast, sonst wäre es schlecht von dir, wenn du bisher dazu geschwiegen hättest!“

Sie sah ihn an, ruhig und durchdringend, aber auf dem Grunde ihres Auges schimmerten die Tränen, die sie nicht vergießen durfte. Ihr Blick verwirrte ihn, sein Auge irrte eine Sekunde zur Seite.

„Ich habe es aufgefaßt als das, was es war: der heiße Wunsch eines Starken, einem Schwachen Gutes zu tun.“

Er zuckte leicht zusammen, aber sein Blick richtete sich ehrlich und voll auf ihr blaßes Gesicht, und in tiefer Bewegung sagte er: „Da gibt es nichts zu drehen und zu deuteln, Dore! Wir beide gehören zusammen, — das Schicksal hat uns füreinander bestimmt.“

Es war ihm wirklich heiliger Ernst, und ein Gefühl heißen Glüdes durchschauerte sie. Konnte es nicht doch vielleicht sein, daß die Liebe ihn zu ihr führte? Sie wagte nicht, zu ihm aufzublicken, und ihre schämige Verlegenheit stand ihr entzückend. Eine unendliche Bärtlichkeit für sie ergriff ihn, und in dem selig-stolzen Bewußtsein seiner Macht über sie packte ihn der Übermut.

„Warum haben wir uns eigentlich noch niemals einen Kuß gegeben?“ fragte er, sich tief über sie neigend. „Du bist meine Braut, und ich habe noch nicht einmal den Verlobungskuß von dir erhalten.“

Sie war von ihm zurückgewichen und stand nun, an allen Gliedern bebend, blaß bis in die Rippen und die Hände abwehrend gegen ihn ausgestreckt in sicherer Entfernung.

„Du weißt nicht, was du da sagst, Heinz!“ stieß sie hervor, „und ich will das auch nicht gehört haben. Wir sind nicht mehr die Kinder, die Väterchen und Mütterchen miteinander spielten und, wenn sie dessen müde waren, einfach auseinander liefen, — jetzt gilt es ein

ganzes Leben! Zwischen uns muß es bleiben, wie es ist bis . . . zur Entscheidung, damit uns die Freiheit des Handelns bewahrt bleibe. Damit keinen ein Vorwurf treffe, wenn es doch vielleicht einmal anders kommen sollte, als wir jetzt glauben.“

Er war starr. „Ich weiß nicht, welch ein Geist in dich gefahren ist“, sagte er langsam, sie finster betrachtend, „du hast dich völlig geändert, seitdem ich von dir getrennt bin.“

„Ich habe Zeit zum Nachdenken gehabt, Heinz.“

„Ja, mehr als dir gut ist — und mir dazu! Aus deinem Benehmen merke ich einen Zweifel an meiner Ehrlichkeit, der mich beleidigt und mir weh tut. Ich werde niemals ein andres Weib nehmen als dich, das schwöre ich . . .“

„Salt!“ rief sie mit fliegendem Atem, die Hände krampfhaft aufs Herz gepreßt. „Ich nehme den Schwur nicht an! Du sagst immer nur: wir heiraten uns, aber da sind noch andere, die darüber zu bestimmen haben.“

„O, meine Eltern können und werden mir nicht im Wege stehen. Sie haben dich von ganzem Herzen lieb, und außerdem, hier kommen ihre Wünsche erst in zweiter Linie, sie müssen mir das Recht zugestehen, das Mädchen in meine Obhut zu nehmen, das durch mich unglücklich geworden ist und das ich liebe . . .“

Es zuckte unsagbar bitter in Dores Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)



Ich sehe in der Nahrung immer nur eine Versuchung zur Untreue an mir selbst und unterdrücke sie. Gebbel.

Bilder aus einem Kriegslazarett.

Dem Monatsblatt für die Mitglieder des Evangelischen Bundes (Nr. 10, 1914) entnehmen wir aus einem Bericht des Leiters der Abteilung für Krankenpflege im Evangelischen Bunde, Herrn Pfarrer und Arzt Dr. med. und phil. Graemer „Bilder aus einem Kriegslazarett“ folgende anschauliche Darstellungen:

„Es ist gerade eine Pause nachmittags von 4 bis 7 Uhr, und ich will sie benutzen, ein flüchtiges Bild von meiner Arbeit als Lazarettarzt auf einem Knotenpunkt der Eisenbahn im Osten unseres Vaterlandes zu entwerfen.“

Die Pause von drei Stunden ist umrahmt. Um 3 Uhr: Impfung einer Landsturmkompanie, die weiter nach dem Osten vorgeschoben wird. Es sind prächtige Männer, ernste Gestalten darunter, die mit ihren topfährlichen Landwehrhelmen an die Bilder von 1818 erinnern. 250 Mann stehen sie in Reih und Glied im Wartesaal. Ich habe den Gedanken: Möge die Wunde, die ich euch am Arm beibringe, die einzige sein, die euch geschlagen wird. Es ist Bewegung in der Kolonne. Vor einer Stunde ist Alarm geblasen worden und allen mitgeteilt, daß morgen früh 6 Uhr die Abfahrt erfolgt. Frauen finden sich ein, die den braven Ehemännern noch Liebeswohl sagen wollen. Der Landsturmmann gibt noch allerlei gute Ratschläge, wie Haus und Hof bestellt, wie die Ernte eingebracht werden soll. Überall aber ist freudige Stimmung. Der Hauptmann hat seit Wochen Felddienstäbungen mit den Leuten gemacht, die Gelenkschmiere in den nicht mehr ganz jugendlichen Knochen ist wieder geschmeidig geworden, und mit Stolz konnte der Hauptmann berichten, daß seine Landsturmkompanie einer Linientruppe nichts nachgebe. Unmutig schauen nur die 80 Mann drein, die als Wache für die Bahnhofskommandantur zurückbleiben müssen.

Der gestrige Tag stand unter dem Zeichen der Gefangenentransporte: keine kleine Aufgabe für die Bahnhofskommandantur. Erst 700, dann 8000, dann nochmals 1800 Russen verpflegen, ist eine große Aufgabe innerhalb kurzer Zeit. Es ist gut, daß die Russen an Gehorsam gewöhnt sind. Wir haben uns alle die nötigsten russischen Broden angewöhnt: „Zu vieren antreten. Marsch!“ wofür die Landsturmeute meist das ihnen russisch lautende Wort: „Dally, dally“ gebrauchen. „Hier ist Wasser, hier ist die Retirade.“ Die Leute sind anscheinend froh, einmal aus ihren Wagen herauszukommen und

ein paar Schritte zu gehen. Drüben in der großen Halle bekommen sie alle Erbswürst und Speck. Fast kein Ruffe, woher er auch stammen mag aus dem weiten Reich, vergißt die Mühe abzusehen, wenn er zum Essen sich setzt und das Kreuz zu schlagen. Wie viel Menschenschicksal ist da in der großen Speisehalle! Wo mag ihre Heimat sein? Jeder ist einer Mutter Sohn und hat als Kind zu ihren Füßen gespielt. Jetzt ist er Gefangener im fremden Land. Manche sind verwundet. Ich trete auf einen zu und frage nach seiner Wana = Wunde. „Kann hier jemand Deutsch?“ „Ja!“ sagt ein junger Mann nicht weit davon. „Wie heißen Sie?“ „Schilling.“ „Was sind Sie?“ „Balte, Student der Theologie.“ Du deutscher Junge, man sieht es dir an, du gingst nicht gern in den Krieg, doch was half's? Du suchtest. Du warst ja russischer Untertan. Daneben steht man echte Tolstoi-Gestalten, russische Charaktertypen. Ein anderer wird von mir angesprochen. Die Hand hat er notdürftig verbunden. Wie er gegessen hat, nehme ich ihn heraus, löse in einer Bahnbude, die ich mir zum Verbandszimmer eingerichtet habe, den Verband. Schwarz, vom Brand stinkend, hängen zwei Finger nur noch lose im Gelenk. Ich löse sie ab, verbinde ihn nach den Regeln der Kriegschirurgie, so weit es die Zeit und der Ort erlaubt. Morgen ist auch er an seinem Bestimmungsort und wird in Ruhe und mit klinischer Sorgfalt behandelt werden. Ebenda wird wieder ein Trupp von 700 Russen über das Geleise geführt, von der Speisehalle zum Zug rollt auf dem zweiten Bahnsteig ein Transport Soldaten, meist Freiwillige, in die Halle. Alle Fenster sind im Nu besetzt. „Wartet nur, ihr Brüder, jetzt kommen wir aber“, schreit ein junger Held, der noch kein Pulver gerochen. Doch auch dieses Bild zieht vorüber.

Fast alle 10 Minuten ein anderer Zug. Der Abend neigt sich nieder. Flüchtlinge von Ostpreußen, die auf der Heimfahrt, der Rückreise sind. Zwei oder drei Familien haben sich in einem Güterwagen wohnlich eingerichtet; Betten in den Ecken, in der Mitte ein Tisch. Darauf ein von der Bahnverwaltung geliefertes Näpfschen mit einem Licht. Duster werden die Gesichter erleuchtet, auf denen sich die Spannung malt: Wie werden wir die Heimat wiederfinden? Sie sind vor wenigen Tagen hier durchgekommen, um in der Provinz verteilt zu werden. Wie man bei einem großen Brandunglück beobachten kann, daß die Leute gewöhnlich das Unnützigste in der Verstärkung retten, so sah man auch hier drollige und doch ergreifende Bilder. Eine Frau mit einem einjährigen Kinde auf dem Arm hat von ihrem Hab und Gut nur einen Saugnapf, ein Nachtgeschir und den Kanarienvogel gerettet. Ein alter Mann, geschmückt mit den Kriegsmedaillen von 1866 und 1870, liegt im Stroh. Als ich auf ihn zutrete, merke ich, daß er blind ist. Er bittet, ob er zur Kräftigung nicht etwas bekommen könne. Da durchbricht der Arzt kraft seines Amtes das Alkoholverbot und ordnet an, daß der Alte einen Schnaps bekommt. Er ist ihm ein Laßsal. Unterdessen gehen die Mädchen vom roten Kreuz von Wagen zu Wagen. Der Kaffee-Eimer war erst so schwer, doch aus allen Wagen werden ganz große Kannen herausgereicht für die kinderreichen Familien. Der Kaffee verschwindet, die Eimer sind leer. Ein Winken, ein Grüßen. „Behüt euch Gott, ihr braven Ostpreußen, möge euch der Feind nicht wieder von der Scholle treiben und mögen viele Hände helfen, eure zerstörte Hütte wieder bauen.“

Wir gehen zum Abendessen. Wie gut haben wir's noch hier an der Heimatgrenze des Stappengebiets. An Lebensmitteln fehlt es nicht. Das wäre hier auch schlimm. Denn wohl an zweihunderttausend Menschen sind hier im Laufe der fünf Kriegswochen auf dem kleinen Bahnhof mit warmer oder kalter Speise versorgt worden. Eben hat sich das Kommando zu Tisch gesetzt, da erscheint auch schon wieder der Mann mit der Depesche: heute wohl schon zum siebentennmal. Geschäftsmäßig fragt der Hauptmann: „Wann?“ „1 Uhr 50 bis 2 Uhr 40 nachts.“ „Wie viel?“ „430 Mann, 17 Offiziere, 20 Pferde.“ „Warm oder kalt?“ „Warm.“ „Welche Zugnummer?“ „2370.“ „Rufen Sie mir den Wirt.“ Es ist keine kleine Aufgabe für den Bahnhofskommandanten, monatelang jederzeit bei Tag und Nacht pünktlich für Essen und Trinken zu sorgen. Jeder Transport bringt neue Fragen an den Kommandanten: Wie lange fahren wir? Wissen Sie, ob die und die Abteilung hier durchgekommen ist. Gibt es hier Karten, Zeitungen zu kaufen? Doch die Bahnhofskommandantur bildet immer, auch wenn sie bei den Mahlzzeiten sitzt, den ruhenden Pol, um den sich das Ganze dreht. Die Hauptsache ist: durch nichts aus der Fassung zu kommen. In dieser Kunst ist namentlich der Adjutant ein leuchtendes Vorbild. In seinem Zivilverhältnis

Oberförster, leitet er, sie alle um eines Hauptes Länge übergehend, die Mannschaften zur warmen und zur kalten Speisehalle. Dabei hat er ein scharfes Auge auf alle unberufenen Menschen, die nichts auf dem Bahnsteig zu tun haben. Liebenswürdig und scharf zugleich wird von der Bahnhofskommandantur die Polizeigewalt geübt. Ein junger Mensch im Tennisanzug kommt wie ein Fackel an. „Wie heißen Sie? Können Sie sich ausweisen? In so ernstern Zeiten läuft man nicht so gedenkhaft in der Welt herum“, wird das grüne Würschchen belehrt. Eben kommt der Adjutant wieder mit langen Schritten über das Geleise: „Doktorchen, heute nacht von 9 Uhr 50 bis 10 Uhr 50 kommen Sie wieder dran! Ein Transport von 337 Leichtverwundeten, Richtung Berlin.“ Pünktlich zur Minute trifft der Zug ein. Vom ersten bis zum letzten Wagen sind die Leute der Sanitätskolonne aufgestellt. Sie fragen in den Wagen, wer neu zu verbinden ist. Es ist eine Stunde Aufenthalt. Da kommen sie denn aus den Wagen herausgetrohen, oft zwanzig und mehr stehen vor dem Verbandshäuschen. Einer nach dem andern tritt ein. Verbandwechsel. Alles steht bereit, die Leute der Sanitätskolonne kennen schon die Art, wie verbunden wird und reichen schnell in richtiger Reihenfolge das Nötige dem Arzt. Nun sind noch drei im Zuge, die verbunden sein möchten. Sie konnten nicht zum Verbandplatz kommen. Da steige ich in die Wagen. Elektrische Taschenlampen erhellen die Szene. Sie wollen weiter, der Heimat zu, ob es auch rüttelt im Wagen. „Nur einen neuen Verband, Herr Doktor. Der alte, den mir der Unteroffizier angelegt hat, drückt so.“ „Gut, mein Junge, das werden wir gleich haben.“ Und beim Verbandwechsel erzählt der biederer Rheinländer, wie er zu seiner Verwundung gekommen. „Was meinen Sie, Herr Doktor, kann ich in drei Wochen wieder mitmachen?“ Ein Händedruck dem braven Krieger, und mit einem kühnen Sprung bin ich wieder aus dem Güterwagen. Der Kolonnenführer meldet: „Es sind im Zuge vier Mann, die nicht weiter können.“ Nach kurzer Besichtigung: „Tragbahnen holen. Die Leute kommen ins Lazarett.“ Es wird dem Transportführer im Eisenbahnguge gemeldet, daß vier Verwundete ins hiesige Lazarett übergeführt sind — und die Stunde ist nach vieler, schnell geleisteter Arbeit vorüber. Wieder ein Winken und Grüßen. „Lebt wohl, ihr braven Jungen, dankt Gott, daß ihr nur leicht verwundet seid.“ Wie wird die stolze Mutter sich freuen, wenn sie ihren auf dem Felde der Ehre verwundeten Sohn in den Armen hält.

Ich bin warm geworden. „Den Mantel her.“ Und ich stampfe in den ungewohnten langen Stiefeln zum Lazarett, dort draußen abseits vom Ort. Still liegt die Flur. Es leuchten die Sterne und der Mond bescheint die weiße Flagge mit rotem Kreuz. Ich trete ins Lazarett. Die Schwestern sind mobil. Schon liegen meine vier Verwundeten im Blütenweißen Bett. „Nur erst mal schlafen.“ „Gott sei Dank, daß ich die Stiefel los bin.“ Einer schläft fast über dem Verbinden ein. „Ich bin sechs Wochen in kein Bett gekommen.“ Auch ich als Arzt weiß jetzt, nach vier Wochen Behandlung von Soldaten, daß zunächst der Schlaf das Allernützigste ist. Die meisten sind nach wenigen Tagen der Ruhe und Pflege ganz andere Menschen. Da liegt ein Lehrer im Lazarett. Er hatte sieben Schüsse, am zweiten Tage fand ich den achten. Er kam mir ganz gedunsenem Gesicht, an Armen und Beinen verklebt und verbunden. Sein erster Gedanke: „Ich kann nicht schreiben, bitte Herr Doktor, teilen Sie meinen Eltern und Schulkindern mit, sie sollten sich nicht ängstigen. Aber mit den Russen wird die Freude wohl nun ein Ende haben.“ Heute nach vierzehn Tagen geht der brave Krieger schon in der Mittagssonne um das Lazarett und will's Gott, kann bis Freude mit den Russen in drei Wochen weiter gehen.

Es kommt die Winternacht heran. „Schlaf wohl, ihr alle sechzig in meinem Lazarett, und der Schlaf gebe euch Heilung. Daheim hat heute für euch in der Heimat die Mutter gebetet und Gott wird sie erhören.“ Noch einen Händedruck der Schwester, die schon im Pflegebedienst erkrankt ist, auf die ich mich wie auf eine Mutter bei Tag und Nacht verlassen kann. Morgen früh um 9 Uhr ist wieder alles „klar zum Besuch“.

Noch eine Tasse Kaffee vor dem Zubettgehen im Wartesaal zweiter Klasse. Auf Stühlen sitzen und liegen die Reisenden, die geduldig vier bis sechs Stunden warten, bis ihr Zug geht. Wenn nicht noch aus dem Wartesaal vierter Klasse einer kommt und mich um Cholera Tropfen bittet, darf ich nun ins Bett.“

Aus der Kriegszeit.

Die Energie der Geschosse. Bei dem Abfeuern des deutschen Infanteriegewehrs werden nach einer in den „Naturwissenschaften“ durchgeführten Berechnung 2702 Wärmeinheiten frei, entsprechend einer Energie von 1170 Meterkilogramm. Fast ein Drittel dieser Energiemenge wird dazu verbraucht, dem Geschöß seine Geschwindigkeit von 820 Meter in der Sekunde zu verleihen. Zum Durchlaufen des Gewehrrohres braucht das Geschöß etwa $\frac{1}{3000}$ Sekunde; der Geschößlauf steht während dieser Zeit unter dem hohen Druck von 3500 Atmosphären. Bei dem bisher größten Schiffsgeschöß von 40,6-Zentimeter-Kaliber ist die Mündungsenergie, die dem Geschöß seine Geschwindigkeit verleiht, fast 41,5 Millionen Meterkilogramm; sie läßt sich mit der Wucht eines Granitblockes von 10 Meter Länge, 10 Meter Breite und 5 Meter Höhe vergleichen, der 33 Meter tief herabstürzt. Bei dem 30,5-Schiffsgeschöß wiegt das Geschöß 445 Kilogramm, die Mündungsgeschwindigkeit beträgt 820 Meter in der Sekunde und die Schußweite ungefähr 20 Kilometer, die das Geschöß in etwa 35 Sekunden zurücklegt.

Frauenarbeit in England. Je mehr Männer in England sich dem Heeresdienst zuwenden, desto weiter dehnt sich hier das Gebiet der Frauenarbeit aus, und die Frauen üben jetzt dort schon ihre Berufe aus, deren Befehung mit weiblichen Kräften bisher sehr ungewöhnlich war. Wie wir einem Bericht der „Times“ entnehmen, sind besonders weibliche Ärzte und Lehrer außerordentlich gesucht; der Mangel an Ärzten macht sich bereits seit den ersten Wochen des Krieges in Großbritannien sehr bemerkbar; die Praxis der weiblichen Ärzte steigt außerordentlich, und die Studentinnen, die Medizin studieren, werden bereits in umfassendem Maße zur Mitarbeit herangezogen. Weibliche Lehrer ersetzen die männlichen und unterrichten sogar in Knabenschulen mit großem Erfolg; ja, sie leiten sogar — was früher ganz unerhört war — die sportlichen Veranstaltungen der Schüler. Bezahlt werden sie trotz dieser Mehrleistungen aber nicht besser, und das erregt viel Mißstimmung. Nach einem Bericht des Handelsamtes hat die Zahl der weiblichen Angestellten in den Londoner Banken um 25 Proz. zugenommen, und eine ähnliche Zunahme ist in den übrigen größeren Städten anzunehmen. Selbst in den konservativsten Bankhäusern der City, die bisher die Beschäftigung des „schwächeren Geschlechts“ entrüstet angesehen haben, sitzen die Damen nun zahlreich hinter den großen Kontobüchern. Steigende Nachfrage ist nach ausgebildeten weiblichen Apothekern und Zahnärzten. In den Apotheken sieht man immer mehr weibliche Angestellte, die nicht nur die Kunden bedienen, sondern auch rezeptieren. Selbst die Behörden kommen nicht mehr ohne Damen aus, und besonders viel weibliche Angestellte hat die Zensurstelle, da hier unzählige Druckschriften und Briefe gelesen werden müssen und Sprachkenntnisse genügen, um den Inhalt zur Kenntnis des Zensors zu bringen. Das schönere Geschlecht ist in die Bureaus der verschiedenen Ministerien eingezogen, nicht nur in der Stellung von Schreibmaschinisten, sondern auch von Sekretären, was vor dem Kriege die in allen Einrichtungen so konservative englische Regierung nie gestattet hat. Den gleichen Vorgang beobachtet man in den verschiedensten industriellen Betrieben, in den Fabriken und Werkstätten aller Art. Daß die Frauen heute in der Küche, im Friseurladen und in den Modengeschäften die erste Rolle spielen, ist ja ganz selbstverständlich. Aber in England bestand immer eine Vorliebe für den Mann selbst in diesen spezifisch weiblichen Berufen, und der Feinschmecker muß sich ebenso erst an das Gefühl gewöhnen, sich von einer Köchin seine Speisen bereiten zu lassen, wie die vornehme Dame, ihr Haar einer Friseurin anzuvertrauen. Ebenso ungewohnt ist dem Engländer die Erscheinung eines weiblichen „Liffjungen“, eines weiblichen Chauffeurs, und doch begegnet man dieser jetzt recht oft. Im Ingenieurfach hat sich die Zahl der weiblichen Angestellten um 10 Prozent seit dem Oktober gesteigert. Doch allgemein wird darüber geklagt, daß den Frauen, die die Arbeit der Männer leisten müssen, doch viel geringere Gehälter gezahlt werden.

„Was hinter dem Tagesbericht steht“. Unter diesem Titel veröffentlicht Cicely Hamilton in den „Daily News“ eine Betrachtung, die auch für uns viel Wahres enthält. Täglich lesen wir die Berichte unserer Heeresleitung mit gespannter Anteilnahme, entnehmen aus ihnen die hoffnungsfrohe Gewißheit, daß alles gut steht, und doch machen wir uns selten klar, was an menschlichen Schicksalen, was an ungeheurem Erleben hinter diesen knappen Zeilen steht, welche eine Ansammlungen von Tapferkeit, Selbennut, Todesbereitschaft, von Wunden und Leiden sie umschließen. Wer drauhen gewesen ist im Kampf, wer miterlebt hat, was da in kurzen Worten zusammengefaßt ist, der liest die Tagesberichte anders, für den sind sie nicht auf totes Papier, sondern auf dem Hintergrund des gewaltigen flutenden Lebens geschrieben. An zwei Beispielen sucht der Verfasser darzustellen, was hinter dem Tagesbericht steht, wie das in Wirklichkeit aussah, was so nebenbei am anderen Tag der Welt mitgeteilt wurde. Da stand z. B. vor zwei oder drei Wochen zu lesen, daß irgendwo an der Miesenfront in Nordfrankreich den Franzosen „eine leichte Vorwärtsbewegung“ gelungen sei. Hamilton kam zufällig in das Dorf, in dessen Nähe sich dieses unbedeutende Vorrücken vollzogen hatte. Da stieß er auf einen Trupp von Frauen, die durch das Dorf nach der Schlußlinie zu schritten. Die meisten von ihnen waren in Schwarz gekleidet, und viele trugen große Körbe, in denen allerlei Dinge sorgfältig verpackt waren. Da kam ihnen ein Radfahrer entgegen, und kaum hatten sie an dessen Kragen die Nummer seines Regiments gesehen, so umringten sie ihn und stürzten mit leidenschaftlichen Fragen auf ihn ein. Sie wollten wissen, ob sein Regiment noch weiter oben in dem benachbarten Dorf lag; es waren alles Frauen, Mütter und Schwestern der Reservisten, die zu diesem Regiment gehörten. Sie hatten den langen Weg gemacht, um den Jüngern etwas zu bringen und eine Stunde mit ihnen zu sprechen. Als der Radfahrer die Fragen bejahte, ging eine freudige Bewegung durch die Reihen, und während sie vorher alle still gewesen waren, Angst und Sorge auf ihren Gesichtern lagen, eilten sie nun lachend und plaudernd vorwärts, bis sie den Standort des Regiments erreichten. Mit Freude und Mühsung wurden sie von den Soldaten begrüßt, die alle ältere Männer waren, zum großen Teil Familienväter. Ein paar Stunden herrschte nun ein idyllisches Treiben, Lachen und Scherzen überall. Dann mußten die Krieger sich trennen; sie wurden hinaus in die Front geschickt. Viele Frauen blieben noch weiter in dem Dorf, um die Rückkehr ihrer Männer abzuwarten. Und dann war es still eine lange Nacht und einen langen Tag, und dann kam eine Freudennachricht: der Angriff war geglückt, man war ein klein wenig vorwärts gekommen. Die Mannschaften, die wieder aus der Feuerlinie zurückgezogen wurden, marschierten stolz ins Dorf hinein, und auf jedem Gesicht lag die Befriedigung; jeder glaubte, daß ihm der Vorteil zu verdanken sei, der doch so geringfügig war, daß er in der ganzen Schlachtlinie gar nichts ausmachte. Aber viele kamen auch nicht, oder sie kamen erst später. Bei der Verwundeten sammelstelle trafen große Haufen von Soldaten ein mit mächtigen Verbänden, viele gerumpelt und schmerzhaft, manche kaum kenntlich, und in den Wagen, die die Schwerverwundeten brachten, sah es noch viel schlimmer aus. Dies kleine, kleine hübschen Vorrücken hatte sehr teuer bezahlt werden müssen. Da begann ein großes Weinen und Wehklagen unter den Frauen, die noch zurückgeblieben waren. Einige aber standen besonders schreierfüll da, denn ihre Lieben waren überhaupt nicht zurückgekehrt, und sie warteten und warteten, bis ihnen schließlich ganz nahe beim Schlachtfeld ein Offizier die Todesnachricht mitteilte. Eine solche Fülle von Szenen der verschiedensten Art hatte diese leichte Vorwärtsbewegung hervorgerufen, die in dem Tagesbericht nur so nebenbei erwähnt war. Ein andermal handelte es sich um die Mitteilung, daß ein Schützengraben verloren gegangen sei. Auf einer Eisenbahnstation wartete eine Menge von Flüchtlingen, armseliges, von sinnloser Angst gepacktes Volk, das die Wagen zu stürmen suchte. Die Deutschen waren so schnell da gewesen, und die Juden waren zu spät gekommen, und so war die Linie, die das Dorf verteidigte, durchbrochen. Hastig war alles fortgeschickt und glaubte nun sich und das Heer und das ganze Land verloren. Der durch die Deutschen genommene Schützengraben hatte hier Silber der Angst und Not ausgelöst, die mir unbergänglich vor der Seele stehen, wenn ich wieder einmal von einer solchen „geringfügigen Begebenheit“ im Tagesbericht lese.“